

Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 12. Januar

1921 / Nr. 9

Der Klostermüller.

Eine Erzählung
von
Karl Kraus.

28. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)
Er knirschte in verzweifelter Wut und ballte krampfhaft die Hände.
War denn da nirgends ein Ausweg? Gab's da denn nirgends eine Zukunft? Mühte man denn das Alles einfach widerstandslos aber sich ergeben lassen? Dürfte man sich nicht einmal wehren? O, diese!

Das Weib übermante ihn und beugte ihm den grauen Kopf auf die über dem Tisch gestalteten Arme. Ein wirres Gebet rang sich ihm vom Herzen.
Seine Frau hatte mit ängstlichen Blicken an ihm gehangen. Nun sie ihn so zujammengebrosen sah, mit der beiden Zornbar an der pochenden Schläfe, brach auch ihr Jammer wieder verflücht hervor, und sie ließ salbunglos ihren Muttertränen ungehemmt Lauf.

So saßen sie beieinander und harrten auf ihre Ruben. Gegen Mittag endlich hörten sie ihre Schritte über den Hof Hillen, und gleich darauf traten sie in die Stube. Bleich und still der älteste, mit blühenden Augen und lächelnden Lippen der andere.
Die Eltern mühlerten sie mit bekümmerten Blicken und sprachen kein Wort; nur die Mutter feuerte schwer und tief. „Gott, was macht Ihr für Gesichter!“ sagte der Peter, während sich der ältere schweigend auf die Leinwand drückte und finstler vor sich hinstarrte. „Man meinte ja, man wär in einem Zotenhaus. Da sollt Ihr einmal sehen, was im Ort für ein Zustand ist. Man kann's glauben, es wär' Kerb' (Strich) und Ihr sitzt da und laßt die Köpfe hängen!“ Er schlug sich auf den Schenkel und lachte.

„Red' nit so dumme d'her, Peter!“ mahnte der Alte mit verhaltenem Amüllen. „Man meint ja bald, du läst dich freuen!“
„Das tu ich auch! Jetzt kriegt man doch ein Stück Welt zu sehen und erlebt etwas. Was häß' ich denn gehabt, wenn ich mein ganzes Leben lang hier in der alten Bud' gefessen und tagen, 12 aus Wehl gemahlen hätte?“

„Ja, leit'om du das Breckenklüßchen angehabt hast, bist du mehlsage geworden. Aber häß' ich nur damals meinem Kopf gefogt und häß' auch einen Einheber genommen. Dann wär' ich all das Angid nit.“
„Das wär' bloß bei mir noch möglich gewesen, Vater!“ jagte Christof mit milder Stimme. „Beim Peter nit mit. Und da ist es doch besser so, da brauch' ich nit jetzt keine Gedanken darüber zu machen, und einer hat zu tragen, was der andere zu tragen hat!“

„Ei, wenn ich nit gebiet häß', dann ging ich jetzt freiwillig mit. Oder meint Ihr vielleicht, ich täi' hier auf der saulen Haut liegen bleiben, wenn meine Kameraden hinaus mach'et? Ei, in Gruberdsboden täi' ich mich ja schämen.“
„Ich häß' dich auch für geheimer gehalten, Peter!“ jagte die Mutter.

„Dem Peter ist es bloß ums Fortkommen zu tun!“ wär' bei dem Christof ein. „Ich häß' schon lang gemerkt, daß es dem bei uns nit mehr all' fällt.“

„Na, so schümm ist es ja grad' nit, aber ich täi' gern einmal ein Stück von der Welt sehen, eh' ich dauernd hier angebunden bin. Was hat der Großvater immer von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen gewußt, und beim Müller hab' ich so recht gemerkt, wie unersinnlich die Zeit' über waren, die in der Welt herumgekommen sind.“

„Du reißt, wie du's verstehst, Peter! Aber mit deine 26 Jahr' könntest du schon geheimer sein. Was geht uns denn der Krieg an? Was haben wir denn mit denen ihren Händeln zu schafften?“

„So, Vater? Und was täst du denn sagen, wenn die Fremden hierherkämen und die dein Kränchen demolieren täten? He? Da täst du jedenfalls anders gucken. Sei froh, daß es so ist, wie es ist! Für uns ist es besser, der Krieg kommt jetzt, als in ein paar Jahren, wenn wir vielleicht Frau und Kinder gehabt hätten. Unser Hauptmann hat noch im vorigen Jahr gesagt, daß es jedenfalls los gehen täi'. Und, seht Ihr, der Mann hat recht gehabt. Jetzt ist der Krieg da! Und darum wird sich auch jetzt die paar Tag', die wir noch da sind, noch einmal eins gelebt. Wer weiß, wer wiederkommt. — Ihr guäd' ... Der Müller runzelte die Stirne. Das Weib seines Peter hatte ihm schon oft mißgrad' etwas darin, ihm und der Mutter weh zu tun. Grad' fallen, aber so wie heut noch nie. Es war ja, als würde er wollte er ihn zurechtweisen, als die Jungmann mit vereinzelten Augen hereintrat und den Tisch zu beiden begann.

„Na, Sette, du hast ja gesten!“ bemerkte Peter mit gekünsteltem Lachen. „Woh' denn Schach auch in den Krieg?“ Das Mädchen verklärte sich und maß ihm stumm. In ihren Augen lag ein heißes Weh.

„Dah die Sette in Kuh!“ verwies ihm der Vater.
Über Peters gebrauchte Wangen flüchte ein maltes Rot; vor dem Bild des Mädchens war ihm das Däseln auf den Lippen erstoben.

„Ja, ja!“ jagte er, und es sollte leichtig klingen. „Der Krieg ändert vieles. Da muß man sich halt hineinfinden!“ Die Müllerin wurde ammermann und ließ ihre Blicke wandern umhien bei beiden.

„Halt bei etwas mit der Sette?“ fragte sie, als das Mädchen die Stube verlassen hatte.

„Was soll ich denn mit der haben? Nit mehr, als mit jeder anderen.“

„Das wär' auch noch einmal schöner!“ brauchte der Müller auf. „Ein Wehrman und eine Dienstmagd!“

„Das will ich meinen!“ betraufte Peter mit lecher Stirn. Christof sah ihn vorwurfsvoll an, aber Peter bemerkte es nicht. Er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und pfiff vor sich hin.

Der Vater unterdrückte seinen Zorn, er wollte in diesen Tagen, die vielleicht die letzten ihres Bestehens waren, keinen Streit mehr anfangen, aber betrübt sahste er zum

erstemal gang klar, daß etwas Fremdes bestand zwischen ihm und seinem Jüngler.

Als das Mittagessen aufgetragen wurde, langte der Peter herzhalt zu, die Brüder aber saßen stumm beieinander und aßen kaum. Auch die Anrede und die Mäde würgten an ihren Rippen, denn allen lag der Krieg schwer auf dem Herzen, manchem auch der nahe Abschied. Kaum daß jemand auf das geschwähige Gepolder der Großmutter achtgab, die schon die Befreiungsstricke erlebt hatte und nun unaufrichtig aus ihrer sechzigjährigen Erinnerung erzählte. Nur der Peter, der es ängstlich vermied, der Sette in das verdröht Gesicht zu sehen, ermunterte sie, den anderen zum Trost, manchmal durch ein fragendes Wort zu immer weiterem Reden, bis der Müller endlich ungeduldig das Tischgeschloß sprach und danach das Gedulde ermahnte, den am Morgen verflüchten Kirchgang am Nachmittag noch nachzugehen.

In Sorge und Unruhe vergingen die Stunden; Peter aber gab sich, als ginge ihn der ganze Krieg nichts an und botte mit gleichmütiger Ruhe auf der Dienbank, scheinbar mit seiner Tabakspitze beschäftigt. Aber es war ihm garnicht so behaglich, wie es den Anschein hatte.

Die schmerzvollen Blicke des Mädchens gingen ihm nicht aus dem Sinn, und wenn er bedachte, was sie ihm alles geschenkt hatte in heißen Sommernächten, dann schien es ihm doch behauerlich, daß das nun der Abschied, daß das nun das Ende dieser gleichen Gemeinschaft sein sollte. Umso behauerlicher, als er noch tags zuvor arg mit ihr hinterinandergelommen war, weil sie sich gewiegert hatte, seinem Vater den Dienst aufzulagen, um dadurch die nun unaussprechliche Entbedung des Verhältnisjes noch Möglichkeit zu verbinden. Nach am Morgen hatte er gemüht, daß irgend etwas gefehle, was ihm seine Freiheit wiedergeben, was ihn von dem Mädchen löst möge — und wie ein Wunder des Himmels war nun der Krieg gekommen und machte ihn plötzlich und unerwartet frei. Wenn nur das Abschiednehmen nicht gewesen wäre. Am liebsten hätte er sich heimlich davongeschlichen, wenn wie die Sette sich anstellen würde, das konnte er sich schon denken, dazu in dem Zustand ...

„Sich um gar nit mehr zu kümmern und einfach alles dem Mädchen und dem zu all' überlassen, das war vielleicht auch nit das richtige. Aber was tun?“
„Was der Christof da vorhin gemeint hatte, — daß er einfach alles dem Alten lassen sollte, — das war ja ganz ausgeschlossen; da war ja gar nit dran zu denken ... Und der Mutter? Das war auch so eine Sache! Am besten wär' vielleicht noch, vor dem Abdrücken von Mainz aus zu schreien. Ob er dazu aber Zeit hätte? Ob der Vater nit am Ende in seiner Wut das Mädchen zum Tempel hinauswärt? Und was dann gewonnen? — Am geheimeren war es doch schließlich, er hielt das Maul und ließ alles kommen wie es kam.“

Er überlegte noch eine Weile, aber er kam immer wieder zu demselben Entschluß, und so gab er denn endlich das Nachdenken auf, sah noch ein letztes den an den Fensterhaken wulstenden Fingern zu und schümmerte langsam ein.

„Er hatte noch nicht lange geschlafen, als der Christof, der seine heimliche Braut besuchen wollte, in die Stube trat und ihn weckte.“

„Du könntest ein Stück mitgehen, Peter! Ich habe mir die Sache noch einmal überlegt.“

Peter nahm seine Wäde vom Nagel und ging wortlos neben dem Bruder her.

„Wie wär's, Peter, wenn du kurze fünfzehn machtest und einfach die Sette heirätet?“

Der Jüngere blieb übertraht stehen und sah den Christof verduht an.

„Sehraten? Du bist ja verrückt!“

„Das nit! Aber ich wüß' in der Lage keinen anderen Ausweg.“

„Und der Vater?“

„Mit dem wüß' ich schon reden.“

Peter laute an seinem Schurzbart und überlegte, dann schüttelte er heftig den Kopf.

„Wie, das ist kein Plan! Ja, wenn ich wüß', daß ich nit mehr wiederkam, dann; aber es ist doch gar nit ausgeschlossen, daß man wieder heimkommt, und da müß' ich mich meinen Reibung mit der herumschleppen ...“

„Das häßte du eigentlich vorher überlegen sollen, Peter. Ein anständiges Mädchen in Schande und Angid zu bringen, das ist nit ...“

„Wir gehn in den Krieg, vielleicht in den Tod ...“ wüßte du da nit alles tun, was du tun kannst, um dein Kind sicher zu stellen? Vielleicht ist's ein Bub ... dann ist ein Erbe da, wenn wir fallen ...“

„Gott weiß, wenn die Sette dann noch heiraten täi' ...“

„Vielleicht sind wir dann längst wieder dabein, bis das Kind kommt ...“

„Vielleicht auch schon längst tot ...“

„Das wär' vielleicht auch das beste.“

„Und wenn das Kind verontumt durch deine Schuld?“

„Ich hab' ihr ja neulich schon gesagt, ich wüßte ihr Geld geben. Da häßte du sie einmal hören sollen. Sie täi' sich ihr Weib nicht bezahlen lassen, und was weiß ich, was sie noch alles gesagt hat ...“

„Die hat ihren eigenen Kopf ...“

„Ja, Gott, sie hat ja schließlich recht. — Denn du bist doch an ihre Stelle. Und wenn du sie nit heiraten willst, dann weiß ich nit, was daraus werden soll.“

„Ich ja auch nit! Und darum hab' ich dir's ja gesagt!“

„Sie gingen eine Weile nebeneinander her und hingen ihren Gedanken nach.“

„Gib mal acht, wenn mans so machen könnt!“ begann der Peter. „Ich müß' übermorgen fort, du hast noch zwei Tage Zeit. Wenn du nun der Mutter alles erzähst täi'. Die sollt dann sorgen, wenns nötig wär. Was kann man denn wissen, wie alles kommt. Es ist so vieles möglich ...“

„Und später kann man ja immer noch leben!“

Christof knüßte sich orgelblich, den Bruder umzutimmen. Der schlug alle Einwände in den Wind und blieb bei seinem Entschluß.

Zwei Tage später nahm er leichten Abschied.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Kranz.

Skizze von
Max Adler.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Frauenmäden und ein Laubbirchje trugen an einer langen geramen Stange zwölf Kränze durch die Straßen. Ganz kleine Kränze von roten Mittagsblümen, mit dem größten Silbergrau der Pappelblätter vermischt. Man sah sofort, wie jarfam es beim Binden hergegangen sein mochte.

„Die reine Todsmittelteuerung!“ rief ein bittiger Passant dem seltsamen Aufzug nach.
Der Besizer der Blumenhandlung, Herr Wiebold, schritt behäbig nebenher. Die Lehrgädchen hielten die Stange an den beiden Enden angefaßt, der Laubbirchje ging in der Mitte. Sie hatten die Kränze jedoch frisch aus dem Gewächshause geholt und verfahren damit so jarfam, als gälte es einem Zrasport von Glas. Jetzt, in der Epibemietzeit, war bei Wiebold rege Nachfrage nach dem Artikel. In seinem Geschäft drängen sich die Hinterbedenen, meist Frauen und Mädchen, Wohlhabende und Dürftige.

Wenige Minuten, nachdem Herr Wiebold mit seinem Gesolge den Laden betreten hatte, waren elf von den zwölf Kränzen bereits in festen Händen. Der eine blieb zurück, weil Herr Wiebold plötzlich mit dem Preis gewaltig in die Höhe gedrungen war. Da streden viele Frauen den bereits gesähten Spargroschen doch wieder in die Geldbörse und schlichen schweren Betragens hinaus.

Der letzte Kranz hing einsam am Halen, gerade unter der Uhr.

„Solltest frische Kränzenblumen holen?“ mahnte Peter Wiebold als der Laden einen Augenblick zum Stunden leer war.
„Wann nur welche da wären! Für diese zwölf reichste es schon knapp. Man müßte welche kaufen. Aber mich verdröht's, in dem kalten Abendweh weit und breit herumzusuchen, und vom Personal wird man nur hinter's Ohr gehauen. Schade! Jetzt könnte man Georg zu brauchen. Jedes Blatt wird mit Silber aufgewogen!“

„Ich hab' den Jungen nit in die Welt hinausgeschickt.“

„Ich auch nicht. Er wollte es selber ja. Und er wird ja wohl auch wieder einmal zurückkommen! Was kann ihm denn viel passieren?“

„Eck' du nur fleißig den Kopf vor die selber in den Sand! Aus Bergweisung hat er es getan — das weißt du ebenja gut wie ich! Und was man aus Bergweisung tut, ist noch nie geraten.“

„Schadet dem jungen Herrn gar nicht, wenn er sich ein wenig die Hörner abhaut. Wenigstens schlägt er sich die dumme Madelgeschäfte aus dem Kopf!“

„Er wollte es nicht eingesehen, wie sehr ihre Worte ihn trafen. Für Kränzen hatte er überhaupt nie viel übrig gehabt. Er zog sich verstimmt ins Zimmer zurück und ging nach einer Weile ins Wirtschaus.“

Abends, als es zurückkam, war es sehr aufgetraut. Er hatte im Kartenpiel 20 Mark gewonnen und schien mit dem Ergebnis des Tages recht zufrieden. Er erzählte ein paar faßliche Anekdoten, die er am Stammtisch gehört hatte, um seine Frau, die ein merkwürdig stiller Weibchen zur Schau trug, zum Lachen zu bringen. Aber sie schien ihn nicht zu hören. Er redete immer eifriger in sie hinein, um diese unheimliche Schweigen, das ihm auf die Kernen fiel, nicht übermächtig werden zu lassen.

„Ja, richtig; draußen vor der Ladensträße wäre ich beinahe über jemand gestolpert. War „Sie“ am Ende hier?“

„Sie war hier.“

„Was wollte sie denn?“

„Niel konnte ich eigentlich nicht aus ihr herausbringen, denn sie hat ununterbrochen geweint. Sie fragte mich nach ihrem Adreß.“

„Du hast ihr doch hoffentlich gehörig deine Meinung gesagt. Welche Kränze!“

„Sie tat mir leid. — Und sie hätte so bange Annungen, jagt sie.“

„Und du hast ihr nicht die Tür gewiesen?“ fragte er ausweichend, hart.

„Das wär' unheimlich gewesen.“

„War das vielleicht kein, daß sie meinem Jungen nachließ?“

„Sie gab ihm keinen Anlaß ...“

„Einmal Grund hast, diese Härte zu bereuen! — Sie ist nicht schlicht. — Sie hätten gut zueinander gepaßt. Dah sie kein Ged hat — du lieber Himmel; dafür haben wir's küsi!“

Wiebold brumte etwas von „unvernünftigen Weibertrafs“, schickte das Personal nach Hause und machte sich daran, die Holläden im Geschäft zu schließen.

Der Kranz hing noch immer an der Wand.

Da noch ein Schicksames in Erwägung zu bringen war, blieben beide noch Geschäftsschluß noch eine Weile im Laden. Frau Wiebold drehte die elektrischen Birnen im Auslagenfenster und an der großen Dedentrone ab und ließ nur ein einziges Licht an der Wand brennen, so daß der größere Teil des Raumes in ein dülteres Halbdubel getaucht war. Wiebold hatte sich in der Nähe des Lichtes in das Abendblatt vertieft; seine Frau hantierte still und betreten unter dem Topfplanzen. Nichts vernahm man, als das schwere Lidern der Uhr. Es war still und schwül. Die Auslagenfenster waren dicht beschlagen, und der Treibhaushaus, der im Laden herrschte, lehte sich an den Wänden in Tropfen ab.

Als es plötzlich neu schlug, wüßte Frau Wiebold unwillkürlich auf. Der laute Klang, der die bedrückende Stille für den Zeitraum einiger Sekunden behobte, ließ sie tief im Inneren erschauern. Aber das unbestimmte Klangschall, das sie gekannt hielt, wandelte sich in lahes Entsetzen vor dem, was sie in diesem Augenblick sah: ein dünner roter Streifen zog sich wie feines Blutgerinnsel von der Stelle, wo der Kranz hing, zum Fußboden hinab.

Sie wollte sprechen, schüßten; aber sie brachte keinen Laut hervor. Es war wie in einem schwerelichten Traum, wenn der bedrohte Schäfer den Mund zu einem Aulsen öffnen will und zu seiner Dual hilflos stumm bleibt.

„Sieh — sieh — das!“

